

**Naoise
Dolan**

**Aufregende
Zeiten**

Roman

ro
ro
ro





Naoise Dolan

Aufregende Zeiten

Roman

Aus dem Englischen von Anne-Kristin Mittag

Über dieses Buch

Eine beißend komische, zeitgenössische Beziehungsgeschichte, zärtlich und einfühlsam erzählt.

«Aufregende Zeiten» spielt im Hongkong der Gegenwart und erzählt die Geschichte einer Dreiecksbeziehung zwischen zwei jungen Frauen und einem Mann.

Ava ist 22 und hat keine Ahnung, was sie mit ihrem Leben anstellen soll.

Doch dann trifft sie Julian. Einen Banker. Einen Banker, der gerne Geld für sie ausgibt. Und plötzlich findet sie sich im Gästezimmer seiner Wohnung wieder und trinkt Clos Vougeot, spricht über schwankende Kurse und hat Sex. Ihre Einkommensunterschiede sind groß, und sie bewahren die selbsternannte Linke und Feministin Ava vor unangenehmen Fragen. Oder macht es sie vielleicht zu einer schlechten Feministin, dass er für alles zahlt?

Das wird sie herausfinden, sobald es vorbei ist. Julian verreist für längere Zeit – und Edith tritt auf den Plan. Edith, die ihr zuhört, wenn sie spricht, und ihr Freesien und Tulpen schenkt. Aber dann kehrt Julian doch unerwartet nach Hongkong zurück ...

«Aufregende Zeiten» ist der wilde, intelligente Debütroman einer dezidiert politischen Autorin, die über

Beziehungsdynamiken, Machtfragen, finanzielles und emotionales Kapital nachdenkt, ohne sich dabei irgendwelchen Tabus zu unterwerfen. Das Debüt einer jungen Stimme, die laut, deutlich und sehr besonders ist.

Vita

Naoise Dolan wurde 1992 in Dublin geboren. Sie studierte Anglistik in Dublin und Oxford und lebt heute in London. «Aufregende Zeiten» ist ihr erster Roman.

Anne-Kristin Mittag, 1988 geboren, lebt als freie Übersetzerin und Lektorin in München. Sie hat u.a. Ocean Vuong und Maggie O'Farrell ins Deutsche übersetzt.

Impressum

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel «Exciting Times» bei Weidenfeld & Nicolson, London.

Dieses Buch wurde mit einer Übersetzungsförderung von Literature Ireland publiziert.

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, April 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

«Exciting Times» Copyright © 2020 by Naoise Dolan

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Covergestaltung Cordula Schmidt Design, Hamburg, nach einem Entwurf von Anzinger und Rasp, München,

nach dem Original von Hachette UK

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

ISBN 978-3-644-00858-8

www.rowohlt.de

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die
Printausgabe.

Für meine Großmutter

Teil 1

Julian

1

Juli 2016

Das erste Mal ging mein Bankerfreund Julian im Juli mit mir zum Lunch, dem Monat, in dem ich nach Hongkong kam. Ich hatte vergessen, vor welchem Ausgang wir uns am Bahnhof treffen wollten, doch er rief an und sagte, er sehe mich vor der Kee Wah Bakery, ich solle dort warten. Es war schwül. Bürohengste mit Aktentasche trabten durch die Drehkreuze. Aus den Lautsprechern plärrte heiseres Kantonesisch, glockenhelles Mandarin und dann eine britische Frauenstimme: *Please mind the gap.*

Auf dem Weg durch die Bahnhofshalle und auf der Rolltreppe nach oben unterhielten wir uns darüber, wie überfüllt Hongkong sei. Julian sagte, in London sei es ruhiger, ich sagte, in Dublin auch. Im Restaurant legte er sein Handy mit dem Display nach unten auf den Tisch, was ich prompt nachmachte, als ob das auch für mich ein berufliches Opfer

darstellte. Ich hatte im Hinterkopf, dass er zahlen würde, und fragte, ob er gerne Wasser hätte, doch er griff schon nach dem Krug und schenkte ein.

«Viel los bei der Arbeit», sagte er. «Die meiste Zeit habe ich keinen Schimmer, was ich da eigentlich mache.»

Das sagen Banker oft. Je weniger sie angeblich wissen, desto versierter sind sie und desto höher ihr Gehalt.

Ich fragte, wo er vorher gelebt hatte, und er sagte, er habe Geschichte in Oxford studiert. Leute, die in Oxford waren, mussten einem das immer unter die Nase reiben, auch wenn das gar nicht die Frage gewesen war. Dann habe es ihn wie «alle» in die City verschlagen. «Welche City?», fragte ich. Nach kurzem Schwanken entschied Julian, dass Frauen Witze machten, und lachte. Ich sagte, ich wüsste nicht, was ich mal werden wollte. Er fragte nach meinem Alter, ich sagte, ich sei gerade zweiundzwanzig geworden, woraufhin er meinte, ich sei ja noch ein Baby und würde es schon herausbekommen.

Wir aßen unseren Salat, und er wollte wissen, ob ich in Hongkong auch schon mit jemandem zusammen gewesen sei. Ich erwiderte, nicht wirklich. «Auch schon» konnte man so oder so verstehen, vermutlich hätte er das auch anders fragen können. In Irland sei man nicht «zusammen», sagte ich. Man vögelte ab und zu, und nach einer Weile sei man dann so gut wie verlobt.

Julian sagte: «Also wie in London, meinst du.»

«Weiß ich nicht», entgegnete ich. «War ich noch nie.»

«Du warst <noch nie> in London.»

«Nein.»

«Nie im Leben?»

«Nie», sagte ich nach einer gebührenden Pause – um durchblicken zu lassen, dass es mir auch auf seine Nachfrage hin leider nicht gelungen war, diesen Makel meiner Vergangenheit auszubügeln.

«Ava», sagte er, «das ist krass.»

«Wieso?»

«Es ist so ein kurzer Flug aus Dublin.»

Ich war selbst enttäuscht von mir. Er war auch noch nie in Irland gewesen, aber es hätte nichts gebracht, zu kontern, dass der Flug in umgekehrter Richtung keineswegs länger war.

Wir unterhielten uns über Schlagzeilen. Er hatte in der *Financial Times* gelesen, dass der Offshore-Renminbi gegenüber dem Dollar schwächelte. Die einzige Nachricht, mit der ich aufwarten konnte, war, dass ein Tropensturm aufzog.

«Stimmt», sagte er, «Mirinae. Und in der Woche darauf ein Taifun.» Wir waren uns einig, dass wir in aufregenden Zeiten lebten.

Beide Stürme trafen ein. Unabhängig davon gingen wir weiter zusammen Mittag essen. «Ich bin froh, dass wir Freunde sind», sagte er, und nichts hätte mir ferner gelegen, als einen Balliol-Absolventen eines Besseren zu belehren. Ich dachte, wenn ich Zeit mit ihm verbrächte, würde ich schlauer werden. Oder mich zumindest dafür wappnen, mit den seriösen Leuten, denen ich im Laufe meines Erwachsenenlebens begegnen würde, über Währungen und Indizes zu plaudern. Wir kamen

glänzend miteinander aus. Ich genoss sein Geld, und er genoss es, wie leicht ich damit zu beeindrucken war.

2

In Dublin war ich traurig gewesen, beschloss, dass daran Dublin schuld war, und dachte, Hongkong würde helfen.

Die Schule, an der ich Englisch als Fremdsprache unterrichtete, lag inmitten der pastellfarbenen Türme eines Geschäftsviertels. Eingestellt wurden nur Weiße, aber das wurde so natürlich nicht gesagt. Lehrer fielen aus und wurden durch neue ersetzt wie Haifischzähne. Die meisten waren Backpacker, die das Weite suchten, sobald sie genug gespart hatten, um in Thailand zu sich selbst zu finden. Ich hatte keine Ahnung, wer ich war, bezweifelte aber auch, dass die Thailänder es mir sagen konnten. Weil ich unnahbar wirkte, gab ich hauptsächlich Grammatikstunden, bei denen es als Erfolgsindikator galt, wenn die Kinder einen nicht mochten. Was mal eine erfrischende Abwechslung davon war, wie Frauen für gewöhnlich beurteilt werden.

Die Schüler kamen einmal die Woche zum Unterricht. Abgesehen von der Mittagspause gingen die Kurse nahtlos ineinander über. Ich hatte bald den Ruf der Gräfin Koks der Schule, weil ich zwischen den Stunden pinkeln ging.

«Wo warst du, Ava?», fragte Joan, meine Vorgesetzte – die eine, heilige und apostolische, was ein lukratives Dasein ist, wenn auch nicht katholische, weil es das nicht ist – einmal, als

ich von der Toilette zurückkam. Sie war eine der ersten Hongkonger, die ich kennengelernt hatte.

«Es waren doch nur fünf Minuten», sagte ich.

«Und woher kommen die Minuten?», entgegnete Joan. «Die Eltern zahlen für sechzig pro Woche.»

«Und wenn ich ein bisschen früher Schluss mache?», meinte ich. «Und dann ein bisschen später mit der nächsten Stunde anfangen. Zwei Minuten von jeder Stunde.»

«Aber das heißt doch, zwei am Anfang und am Ende der Stunde, die dazwischen liegt.» Joan versuchte, pantomimisch ein Drei-Stunden-Sandwich darzustellen, womit sie sich als zweihändiger Mensch naturgemäß schwertat. Schließlich gab sie es mit einem verächtlichen Seufzen auf, als wäre das meine Schuld.

Ich musste mich an eine höhere Macht wenden.

Benny, der Schuldirektor, war vierzig und trug ein Baseballcap verkehrt herum, entweder um sich den Anschein zu geben, dass er die Arbeit mit Kindern liebte, oder um zu betonen, dass er sein eigener Chef war und sein Kleidungsstil niemandem gefallen musste, nicht mal ihm selbst. Geboren in Hongkong, Studium in Kanada, war er ein schmieriger Geizhals, dem noch ein Dutzend weiterer Schulen sowie – durchaus sprechend, fand ich – eine irische Seetangfirma gehörten. Von Letzterer sprach er immer als «daheim» in Connemara, wo keiner von uns beiden je gewesen war, was das Ganze wohl nur noch verheißungsvoller machte. Im Endeffekt

ging alles auf sein Konto – was, wenn man so wollte, seiner Leidenschaft fürs Geldscheffeln ja durchaus entsprach.

Als Benny Ende Juli mit meinem Lohn ankam, sagte ich ihm, ich überlegte auszusteigen.

«Wieso?», fragte er. «Du bist erst einen Monat da.»

«Ich muss zwischen den Stunden aufs Klo. Sonst kriege ich Blasenentzündung.»

«Wegen so was kündigt man doch nicht.»

Er hatte recht. Abgesehen von allem anderen hatte ich auch nicht wegen ihrer rassistischen Einstellungspolitik gekündigt, weshalb es komisch gewesen wäre, hinzuschmeißen, nur weil ich nicht pinkeln gehen konnte, wann ich wollte.

Ich wusste, für Geld würde ich alles tun. In Irland hatte ich das ganze College hindurch ein Sparkonto gehabt, das ich charmant «Abtreibungsfonds» getauft hatte. Am Ende waren 1500 Euro drauf. Ich kannte ein paar, die gemeinsam mit ihren Freundinnen sparten, um sich im Unglücksfall gegenseitig auszuhelfen. Aber ich traute niemandem. Ich kratzte das Geld durch Kellnern zusammen und zahlte, nachdem ich genug für einen Eingriff in England hatte, weiter darauf ein. Es gefiel mir, den Kontostand wachsen zu sehen. Je reicher ich wurde, desto weniger wäre ich zu irgendetwas gezwungen.

Kurz bevor ich dann nach Hongkong ging, schrieb ich meine Abschlussprüfung. Während die Klausuren ausgeteilt wurden, rechnete ich im Kopf nach, wie viele Stunden ich gekellnert hatte. Wochen meines Lebens lagen auf diesem Sparkonto. Solange ich in Irland und Abtreibung dort illegal war, würde

ich meine verlorene Lebenszeit weiter unter Verschluss halten müssen.

Am Abend gab ich den größten Teil meiner Ersparnisse für ein Flugticket nach Hongkong und ein Zimmer für den ersten Monat aus und fing an, mich auf Lehrerjobs zu bewerben. Drei Wochen später verließ ich Dublin.

In meiner ersten Woche wurden mir die typischen Merkmale von Hongkong-Englisch erklärt und dass ich die Kinder korrigieren sollte, wenn sie ihnen unterliefen. «Ich gehe schon» für «Ich ging» war falsch, auch wenn ich es nach den ersten paar Tagen problemlos verstand. *La* zur Betonung – *no la, sorry la* – war kein Englisch. Ich sah keinen Unterschied zu dem *sure*, das Iren wahllos überall einstreuten; es diente einem ähnlichen Zweck, *sure*, war aber auch kein Englisch. Englisch war Britisch.

3

August

Julian war nicht versessen darauf, sich nach der Arbeit noch in der Stadt zu treffen. Schon bald fuhr ich daher abends gegen neun direkt zu seiner Wohnung in den Mid-Levels. Ich sagte ihm, es sei unangenehm und entwürdigend, doch in Wirklichkeit nahm ich gern den Escalator nach oben. Ich betrat den überdachten Fußgängerweg an der Queen's Road und fuhr mit der Rolltreppe bergauf über Verkaufsbuden in der Stanley Street, Leuchtreklamen – Game & Fun, Happy Massage, King Tailor –, Hochhäuser und überdimensionierte Fenster in der Wellington Street. Vom Central Street Market stiegen fischige Schwaden hoch und danach kam die alte Polizeiwache, erbaut aus dicken weißen radiergummiähnlichen Ziegelsteinen. Wenn ich bei Julians Gebäude ankam, holte ich mir in der Lobby eine Besucherkarte und nahm den Aufzug in den fünfzigsten Stock.

Innen wirkte alles wie in einer Musterwohnung mit nicht sehr überzeugend herumstehendem Krimkrams, der jedem hätte gehören können. Sein offensichtlichster persönlicher Besitz war ein großes, graues MacBook Pro.

Wir holten uns was zu essen und ich machte den Abwasch, ehe wir uns mit einem Glas Wein ins Wohnzimmer setzten. Der Kaminsims war kahl bis auf einen leeren silbernen

Bilderrahmen und cremefarbene Kerzen, die noch nie angezündet worden waren. Am Fenster stand ein langes, braunes Ecksofa. Ich zog meine Schuhe aus, legte mich, die Füße auf der Armlehne, hin und schlug in Gesprächspausen abwechselnd die Beine übereinander.

Er rauchte billige Zigaretten, um sich zum Aufhören zu motivieren, sagte er.

Kennengelernt hatten wir uns im Raucherbereich einer Bar in Lan Kwai Fong, wo ihm entweder aufgefallen war, dass ich ihn anguckte, oder er zuerst mich angeguckt hatte, bis ich zurücksah. Doppeldeutigkeiten waren seine Stärke. Ihnen nicht ausweichen zu können meine Schwäche. Weil er an dem Abend sehr langsam sprach, hatte ich gedacht, er sei betrunken – allerdings setzte sich das nüchtern fort, woraus ich schloss, dass er reich war.

Nach einem Monat fragte er: «Lernst du alle deine Freunde in Bars kennen?»

«Ich habe keine Freunde», sagte ich. Er lachte.

Manchmal war er in der Stimmung, sich über die Märkte auszulassen. Dann wieder fragte er mir Löcher in den Bauch, ging aber nur auf meine Antwort ein, wenn sich daraus weitere Nachfragen ergaben. Ich hatte ihm das alles schon erzählt, aber er wollte es noch mal hören: die zwei Brüder, das braune Reihenhaus in einem der langweiligeren Vororte von Dublin, dass ich nach der Schule ein Jahr Auszeit genommen hatte, um Geld fürs College zu sparen. Dass ich mir nach 2008 mit meinem Bruder Tom ein Zimmer geteilt hatte, damit wir das

zweite an einen anderen Studenten untervermieten konnten. Dass das längst nicht hieß, dass wir arm waren; eigentlich war es so ziemlich genau das, was mit Irland als Ganzem passiert war, woran die Machenschaften von Banken wie seiner durchaus nicht unschuldig waren.

Julian war in Eton gewesen und Einzelkind. Das waren die zwei am wenigsten überraschenden Dinge, die mir jemals jemand über sich erzählt hatte.

Er fragte, ob mein Akzent dort, wo ich herkam, vornehm war. Mir war noch kein Engländer begegnet, der sich nicht dafür interessiert hätte. Die meisten fragten allerdings nicht geradeheraus – auch Julian nicht, der lediglich wissen wollte, «was für einen» Dubliner Akzent ich hatte –, sondern brachten ihre Neugier irgendwie anders zum Ausdruck. Ich meinte, es sei ein normaler Dubliner Akzent. Er bat um Erklärung. Ich kannte mich mit britischen Akzenten nicht gut genug aus, um einen treffenden Vergleich zu ziehen.

«Aber wie klingt dann ein vornehmer Dubliner Akzent?»

Ich versuchte, es vorzumachen, und er sagte, es klinge amerikanisch.

Er erkundigte sich gern, was ich eigentlich mit meinem Leben anstellen wollte, wenn es an der Zeit war, mir einen richtigen Job zu suchen. Dann bestand er fast väterlich darauf, dass ich meinen Abschluss nicht an irgendwelche zweitklassigen Arbeitgeber verschwenden sollte, und brachte sogar ein überzeugendes Lippenbekenntnis zustande, dass er nicht schlechter von mir dachte, nur weil ich nicht in Oxford

studiert hatte. Aber wenn es darum ging, welche Berufe in seinen Augen gut genug für mich waren, wurde er vage. Als Jurist sei man nur eine bessere Bürokratie. Als Consultant fliege man ans Ende der Welt, um PowerPoint-Scheiß zu machen. Als Buchhalter langweile man sich und werde obendrein schlecht bezahlt. Und als Bankerin zu arbeiten passe auf unerfindliche Weise nicht zu mir.

Ich mochte es, wenn er sich die Ärmel aufkrempelte. Er hatte kräftige, quadratische Handgelenke und ausladende Ellbogen. Manchmal argwöhnte ich, er könnte mir anmerken, wie oft ich an seine Arme dachte. Er nannte mich schon für andere, viel banalere Dinge eine Spinnerin, weshalb ich das lieber nicht zugab.

Das erste Mal, dass ich im Gästezimmer schlief, war Mitte August, als Tropensturm «Dianmu» aufzog. Danach bot Julian mir jedes Mal an zu bleiben, wenn es auf Mitternacht zuging. Je nach Energielevel übernachtete ich entweder bei ihm oder nahm den grünen Minibus heim; der Escalator fuhr immer nur in eine Richtung: zur morgendlichen Rushhour abwärts, den Rest des Tages aufwärts.

Das waren die groben Umrisse, ohne dass man es beim Namen hätte nennen können; man konnte sagen, wir hingen rum, waren lose in Kontakt oder schauten mal zum Quatschen vorbei, aber das war zugegeben auch schon alles, was zwischen uns lief. Er stand unter solchem Zeitdruck, dass ich es ihm halb abnahm, er wolle sich aus bloßer Bequemlichkeit lieber bei ihm treffen.

Ich fragte, ob man als Banker überhaupt Zeit für eine Beziehung hatte.

«Auf der Junior-Ebene normalerweise nicht», meinte er. «Viele zahlen einfach dafür.»

Mir war nicht ganz wohl dabei, wie er «dafür» sagte, aber es brachte überhaupt nichts, mit Julian dem Banker eine Diskussion anzufangen. Er war so selbstsicher, dass ihm gar nicht auffiel, wenn ich ihn kritisierte: Er registrierte, dass ich etwas gesagt hatte, und nahm dann einen anderen Gesprächsfaden auf.

Wenn er beim Take-away für mich zahlte oder mich zum Essen einlud und ich im Gegenzug Zeit mit ihm verbrachte, fragte ich mich, ob er das als Bezahlung für ein leichteres «Dafür» ansah. Der Gedanke gefiel mir: dass meine Gesellschaft Geld wert war. Diese Bedeutung schrieb ihr sonst niemand zu. Wir saßen in Räumen mit hohen Decken und er sagte Sachen wie, dass der Hang Seng gefallen und der Shenzhen Composite gestiegen sei und der Shanghai Composite vor sich hin dümpele. Es war nicht wie bei normalen Freundschaften, wo ich mir Sorgen machte, ob der andere mich noch mochte. Er hörte sich gern laut denken, und ich kam zu dem Schluss, dass ich davon profitierte. Man konnte nie wissen, wann eine Information noch einmal wichtig wurde, weshalb man am besten so viele wie möglich davon mitnahm.

Eines Abends in seinem Wohnzimmer sagte ich ihm nach ein paar Gläsern, dass er attraktiv sei. Ich sagte es genau so – «Ich finde dich attraktiv» –, damit es nicht zu bedeutungsvoll klang.

«Du bist auch nicht gerade unattraktiv», erwiderte er.

«Vielleicht verstehen wir uns deshalb so gut.»

«Kann schon sein.»

Wir kannten uns seit ungefähr zwei Monaten, in denen ich insgesamt vielleicht dreißig Stunden in seiner Gesellschaft verbracht hatte – kaum mehr als einen Tag. Aber ich hatte mich schon an den Gedanken gewöhnt, dass er eine Gewohnheit von mir war.

Wenn ich nach Hause ging, sagte er immer: «Danke für deine Zeit.» Ich war nicht sicher, ob er es so förmlich ausdrückte, um sich eine ironische Hintertür offen zu halten wie ich, oder ob ihm einfach nicht bewusst war, wie hölzern das klang. Und er fügte noch hinzu: «Ich schreibe dir dann.» Anscheinend fand er, dass nur der Mann den ersten Schritt machen konnte. Schlimmer noch – es bedeutete, dass ich ihm nicht zuerst schreiben durfte, weil es dann so wirken würde, als hätte ich die Hoffnung begraben, dass er sich je wieder meldet, und keinen anderen Ausweg mehr gesehen.

Ich erklärte meinen Neunjährigen, dass man das *th* auf zwei unterschiedliche Arten aussprechen konnte. Der Laut am Anfang von *think* und am Ende von *tooth* war der stimmlose, der am Anfang von *that*, *these* und *those* der stimmhafte dentale Frikativ. Als Dublinerin war ich zweiundzwanzig Jahre herumgelaufen, ohne eins der beiden Phoneme bewusst geformt zu haben. Falls jemand gedacht hatte, dass mit meinem Englisch etwas nicht stimmt, hatte er es jedenfalls für sich

behalten. Jetzt musste ich stimmhafte und -lose Frikative üben, damit die Kinder mir nachsprechen konnten.

Calvin Jong – ein Großmaul, aber nützlich – meldete sich freiwillig, bekam es aber nicht hin.

«Bewegt eure Zunge nicht und atmet», sagte ich. So stand es im Lehrerhandbuch, aber als ich es selbst versuchte, brachte ich einen Laut hervor, der anders war als alles, was ich je von einem englischen Muttersprachler gehört hatte – geschweige denn irgendeinem anderen Wirbeltier. Ich beschloss, Julian später danach zu fragen.

Schon bevor ich Julian kennenlernte, hatte ich meine Mitbewohnerinnen nicht oft gesehen. Wir wechselten kaum mehr als ein Hallo oder Gute Nacht.

Wir waren zu dritt. Ich hatte das Zimmer auf Airbnb gemietet und plante, so lange zu bleiben, bis ich die Kautions für etwas Dauerhafteres zusammen hatte, aber die anderen wohnten langfristig da. Emily war die Älteste und am zupackendsten. Mit neunundzwanzig lebte sie schon seit ein paar Jahren in Hongkong. Freya war ungefähr in meinem Alter; ihre Lieblingsbeschäftigung bestand darin, über die Arbeit zu jammern. Sie schlüpfte in ihren Schlafanzug, kaum dass sie zur Tür herein war, und besaß vier Paar Hausschuhe: Schlafzimmer, Bad, Küche, divers.

Emily musste immer ihren Senf dazugeben, wenn ich nach Hause kam. «Kannst du den Kühlschrank auch leiser zumachen?», lautete die Kritik des Abends.

«Sorry», sagte ich. Mir war schleierhaft, wie man einen Kühlschrank laut zumachen konnte, aber es verletzte wohl Emilys ästhetisches Gefühl.

Ich wachte auf, wenn sie sich morgens fertig machten – Löffelgeklirr in Schüsseln, Hähne spuckten Wasser nur unter Protest aus –, konnte mir aber nicht die Zähne putzen, solange das Bad noch besetzt war. Ich lag da und fuhr mir mit der Zunge über den nächtlichen Belag. Wir hatten oft Kakerlaken. Ich hätte schwören können, dass ich sie im Dunkeln hörte, auch wenn ich wusste, objektiv betrachtet war das unmöglich. Meist ging ich ohne Frühstück aus dem Haus, weil ich es einfach nicht über mich brachte, mich in der Küche mit den beiden zu unterhalten. Sie waren gar nicht so schlimm, ich wusste nur einfach nicht, was ich mit ihnen reden sollte.

Und so wurde es immer verlockender, über Nacht bei Julian zu bleiben.

4

September

Nach ungefähr zwei Monaten schlief ich mehrmals die Woche bei ihm. Im Gästezimmer – das jetzt wohl meins war – gab es eine weiche Woldecke mit Hahnentrittmuster und Bilder von London an der Wand. Eines Tages druckte ich bei der Arbeit ein Bild von Dublin aus und fragte, ob ich dafür den leeren Rahmen im Wohnzimmer nehmen dürfe. «Wenn du willst», meinte er. Er sagte, ich könne jederzeit bleiben, wenn er auf Geschäftsreise sei, aber ich wollte nicht – die Versuchung, in seinem Schlafzimmer herumzuschnüffeln, wäre zu groß gewesen. Wie es darin aussah, war mir immer noch ein Rätsel, aber ich stellte mir alles zusammengefaltet und strategisch optimal verstaut vor.

Eines Abends, als Julian im Ausland war, kam ich ins Airbnb zurück, und Emily fing mich ab, bevor ich in meinem Zimmer verschwinden konnte.

«Du hast dich in letzter Zeit nicht gerade oft blicken lassen», sagte sie.

«Wir können nicht alle gleichzeitig hier sein», erwiderte ich. «Da kriegt man ja Platzangst.»

«Dann lass uns was trinken gehen.»

«Klar», sagte ich. «Wann?»

«Morgen?»

Da kam Julian aus Singapur zurück. «Tut mir leid», sagte ich. «Ich bin mit einem Freund zum Essen verabredet.»

«Ist das der, bei dem du immer übernachtetest?»

«So viele Freunde habe ich nicht.»

Emily machte sich daran, die hässlichen Sofakissen zurechtzuklopfen, als hoffte sie, mir würde auffallen, wie selbstlos es von ihr sei, mich nicht um Hilfe zu bitten. Der Stoff war super darin, Haare zu sammeln: vor allem ihre und Freyas, da ich ja nie zu Hause war, aber sie gaben mir trotzdem die Schuld.

«Man kann doch für einen Typen nicht alles stehen und liegen lassen», bemerkte sie.

«Wir sind nicht zusammen.»

«Warum bist du dann immer bei ihm?»

Ich hörte nicht mehr hin. Wenn sie sich darüber beschweren wollte, dass ich nie da war, sich aber aufregte, sobald ich durch die Tür kam, brauchte es niemanden zu wundern, dass ich lieber bei Julian blieb.

Ich erzählte ihm am nächsten Abend von dem Streit. Er zog an seiner Zigarette, nickte und sagte an den richtigen Stellen «Ja klar».

«Hattest du mal Mitbewohner?», fragte ich.

«Ja klar, in Oxford, und am Anfang in London. Die meisten waren okay. Einer war ein kompletter Spinner. Das war in meinem Abschlussjahr. Er schrieb an seiner Diss über

irgendein existenzielles Dilemma. Man hörte ihn die ganze Nacht murmelnd auf und ab tigern. Und er nahm nie feste Nahrung zu sich – schmiss alles in diesen Scheißmixer. Er lebte von Smoothies. Ich glaube, er wurde Jahrgangsbester.»

«Alleine zu wohnen ist also besser?»

«Auf jeden Fall.»

Keiner von uns beiden sprach aus, dass er seine Wohnung eigentlich nicht mehr für sich hatte. Wir leerten den Wein, und er ging eine zweite Flasche holen. Meine Jeans hatte am Oberschenkel eine kaputte Innennaht. Ich pulte daran herum und zuckte zurück, als ich seine Schritte hörte.

Ich fragte: «Wie war eigentlich deine letzte Freundin so?»

Er schwenkte sein Glas. «Sie war nett. Sie wurde wieder nach London versetzt.»

«Wie lange ist das her?»

«Ein paar Monate.»

«Bereust du irgendwas?»

«Überhaupt nicht. Ich blicke eigentlich nicht zurück.»

Wir tranken unseren Wein und genossen das einträchtige Schweigen. Übrigens waren *seine* Kissen schön – hubbeliger Cord, Baumwollsatin in Gold und Elfenbein. Ich nahm eins und umschlang es mit beiden Armen.

«Als du mal gesagt hast, dass du gern Geschichtslehrer wärst, hast du mich da eigentlich nur verarscht?», fragte ich.

«Voll. Ich freue mich, wenn andere das machen, aber ich für meinen Teil klammere mich lieber an die trübe Aussicht, mal ein Haus zu besitzen.»

Das mit dem Geschichtslehrer hatte er am ersten Abend gesagt, und ich war nicht sicher gewesen – war es immer noch nicht –, ob er es ernst gemeint hatte. Ich wandte ein: «Und wenn du ein Haus haben könntest, egal was du arbeitest?»

«Der Gedanke ist mir nie gekommen, weil das ganz bestimmt nicht zu unseren Lebzeiten passiert. Vielleicht wäre ich in Oxford geblieben und hätte mit Geschichte weitergemacht. Aber es hat keinen Sinn, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Ich habe allen Respekt vor Leuten, die ihrer Leidenschaft nachgehen, aber mir ist Sicherheit wichtiger.»

Ich fragte mich, ob darin eine versteckte Spitze enthalten war.

«Könnte schlimmer sein», sagte ich. «Du könntest keine Leidenschaften *und* keine Sicherheit haben.»

«Um das klarzustellen, Ava: Wir sind beide gefühlsamputiert, aber wenigstens kann ich Miete zahlen?»

«So in der Art.»

«Wir sind wirklich die neue Belle Époque.»

«Bankerärsche und Schnorrer.»

«Nicht alle Banker sind Ärsche.»

«Stimmt, nur du.»

«Nur ich.»

«Ich unterhalte mich gern mit dir», sagte ich – recht dümmlich, wie mir klar wurde. «Ich fühle mich dadurch geerdeter, als könnte dann jemand bestätigen, dass es mich gibt.»

«Gut.»

«Hast du mich gerne bei dir?»

«Ja», antwortete er. «Du bist angenehme Gesellschaft. Und wenn ich den Platz habe und gern mit dir teile, spricht doch nichts dagegen.»

«Du meinst, es passt dir gerade.»

«Nicht <passt>. Das klingt, als wäre ich berechnend. Ich sage, es ist sinnvoll.»

Auf einmal schien er mir auf der Couch näher zu sein als noch vor einem Moment, auch wenn er sich nicht gerührt hatte.

«Wenn es nicht mehr sinnvoll wäre, würdest du mich dann trotzdem noch einladen?», fragte ich.

«Du meinst, ob ich etwas tun würde, das mir nicht sinnvoll erscheint?»

Ich beugte mich vor, um mir nachzuschauen. Unsere Beine berührten sich.

«Lass, ich mach schon», sagte er und lehnte sich beim Eingießen weit rüber.

Ich wartete.

In seinem Zimmer machte er klar Schiff – zog die Rollos herunter, dimmte das Licht, schob Sachen vom Bett –, während ich meine Halskette abnahm und sie langsam auf den Nachttisch gleiten ließ, damit das Metall nicht auf das Holz rasselte. Weil ich seinen Blick spürte, versuchte ich, mir meine Neugier nicht anmerken zu lassen.

Meine Haare waren im Weg. Er bekam ein paar Strähnen in den Mund, dann verhakten sie sich im Reißverschluss auf

meinem Rücken, und er sagte: «Ich hoffe, das endet nicht in der Notaufnahme.» «Echt», erwiderte ich, «ich nämlich schon.» «Du redest manchmal so einen Scheiß», meinte er.